Nr. 22 — Leipzig, den 2. Juni — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Wunderglaube 2 — Neuere Verteidiger des Christentums: 3. Luthardts Apologetische Vorträge — Die gegenwärtige Entwicklung des Sozialdemokratismus zur anarchistischen Weltanschauung: 1. Einleitung; 2. Die wirtschaftliche und politische Entwicklung des Sozialisdemokratismus — Bilder aus London: Die Armut unter den Deutschen Londons: Ein Common Lodginghouse in Ostend; D. Barnardo, der Vater der heimatlosen Straßenkinder — Verschiedenes: Gustav Baur †; Die Reden Kaiser Wilhelms II.; Zum Ausstand der Bergleute in Westfalen; Vom Evangelisch-Kirchlichen Hilfsverein — Quittung — Anzeigen

Wunderglaube

Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht! Joh. 4, 48

2

Der Streit über die Wunder wird nur deshalb mit solchem Eifer und solcher Heftigkeit geführt, weil es sich dabei um die Wunder der Bibel handelt, vor allem um die Wunder des Herrn. Aber wie wenig Achtung beweist man damit vor der Unterweisung Jesu selbst, vor der Art, wie er selbst über seine Wunder uns denken gelehrt. Soll es denn umsonst gesprochen sein, jenes ernste Wort an den Königischen: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht!“ Wenn der Herr, dessen Mitleid und Erbarmen wir wohl nicht meistern werden, es für geboten hält, der Bitte des unglücklichen Vaters, den die Sorge um sein krankes, sterbendes Kind zu ihm hingetrieben, ein so strenges, abweisendes Wort entgegenzusetzen, so hat er offenbar von dem Wunderglauben nur sehr gering gedacht, während er doch sonst den Glauben hoch zu rühmen weiß. Und nun legt man trotzdem ein solch entscheidendes Gewicht darauf, daß man sich darüber zu Hader und Streit mit einander hinreißen läßt.

Aber warum, wenn der Wunderglaube so ohne Wert und Segen ist, hat doch der Herr der Wunder so viele gethan, daß die Evangelien der Erzählungen und Berichte dieser Wunder voll sind? Nun, wer kann es der Sonne wehren, daß sie die Finsternis verjagt, Licht und Wärme verbreitet, Leben und Frohsinn weckt, wo sie erscheint? So ists auch dem Fürsten des Lebens, dem Helfer und Heiland natürlich, daß er Schmerz und Tod nicht duldet in seiner Nähe, daß er die wunden Herzen heilt und die weinenden Augen trocknet, daß er die Mühseligen und Beladnen erquickt, denen er begegnet. Und gewiß auch daran wollen wir denken, wie es am Schlusse der Geschichte von der Hochzeit zu Kana von ihm heißt: „Dies ist das erste Zeichen, das Jesus that, und offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn.“ Da haben wir Zweck und Bestimmung seiner Wunder. Zeichen sollten sie sein, die Herrlichkeit des Herrn den Menschenkindern kund zu thun und ihre Herzen zum Glauben zu führen. Hinweisen sollten sie auf die heilige Größe, die dieser unscheinbaren Gestalt innewohnte, auf den Reichtum und die Fülle, die dies abgetragne Bettlergewand unter sich barg. Als Wegweiser sollten sie dienen, deren freundlichem Fingerzeige nach es auch dem schwachen Mut und dem kurzsichtigen Auge gelingen könnte, zum Ziel der Erkenntnis des Heilands zu gelangen.

Ist aber das Ziel erreicht, was bedarf es dann der Wegweiser noch weiter? Dann mögen sie vergessen werden und dahinten bleiben. Darum wenn mir jemand kommt und spricht: „Ja, wie gern wollte auch ich an Jesum glauben, wenn mir nur nicht all diese Wunder wie ein Stein im Wege wären. Wie kann ich aufgeklärter Mensch es fertig bringen, das alles noch für wahr zu halten?“ — dann werde ich ihm antworten: „Lieber, so laß doch all diese Wunder nur getrost beiseite; laß den Stein des Anstoßes liegen, wo er liegt, und mache dich auf, frisch und unverzagt, demütig und vertrauend hin zu Jesu Füßen. Halt dich an die Worte, die er redet: das sind Worte des ewigen Lebens. Blick ihm hinein in dies Auge voll Güte, Ernst und Wahrheit: es leuchtet vom Glanze der himmlischen Welt. Schaue auf zu diesem reinen, hohen und doch so freundlichen Angesicht: es liegt die Klarheit Gottes darauf ausgebreitet. Folge ihm nach auf seinem Wege von der Krippe bis zum Kreuz, von Bethlehem bis Golgatha: du wirst einen Weg gehn müssen voll Armut und Erniedrigung, voll Kampf und Arbeit, voll Schmerz und Schmach, aber einen Weg, der von Schritt zu Schritt nur immer reicher und schöner die Herrlichkeit des Eingebornen dir zeigt, bis du, auf dem Todeshügel angekommen, in dem Jammerbilde am Marterholz das ganze Geheimnis des Gottessohns erkennst.“ Doch wahrlich nicht deshalb hat der Herr seine Wunder gethan, um den Glauben an ihn zu erschweren, sondern vielmehr, um den Zugang zu ihm desto freier und leichter zu machen. Wem sie deshalb den Weg zu ihm versperren, der mag sich doch getrosten Muts darüber hinwegsetzen, um nur des Herrn selber teilhaftig zu werden. Sie würden ja sonst ihren Zweck an ihm vollständig verfehlen und das Gegenteil von dem bewirken, wozu sie bestimmt sind.

Und verliert denn das Bild des Herrn wirklich etwas von seiner heiligen Schönheit und Größe, wenn man absieht von diesen Wundern und nur seine lichte Gestalt allein ins Auge faßt, wie sie so unscheinbar und so anspruchslos über die Erde dahingeht und doch alles Gut und Glück des Himmels in sich trägt? Wer das behaupten wollte, der müßte noch wenig verstanden und erfahren haben von dem verborgnen Werte des Herrn. Wir haben ein Zeichen, das uns genügt: das Kreuz auf Golgatha. Das Zeichen wird feststehen bleiben, wenn alles andre hinsinkt und fällt. Das Zeichen wird nie seine Macht und Kraft verlieren, ob aller andre Glanz und Schein erbleicht. Das Zeichen ist der Sieg über allen Zweifel und alle Ungewißheit. Dahin mache dich auf und schau und siehe dich nicht satt. Da wirst du deinen Heiland finden und anbetend und dankend vor ihm niederfallen.

Leugne ich denn nun mit alledem die Wunder des Herrn? Mache ich es zu nichte, jenes große Wort, das Jesus einst dem zweifelnden Täufer entbieten ließ: „Saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören, die Aussätzigen werden rein, die Toten stehen auf“? Das sei ferne. Aber ich habe zeigen wollen, wie

thöricht und verwerflich es ist, um Nebendinge sich zu streiten und zu entzweien und darüber die eine große Hauptsache auch nur einen Augenblick zu vergessen, die auch der Herr selbst in jener Antwort als das Letzte und Wichtigste nennt: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Wer erst wirklich in Jesu Christo den Träger und Bringer der ewigen Liebe an die arme, verlorne Menschenwelt erkannt hat, der wird dann auch gern sich dessen freuen, wie er segnend und wohlthuend im Lande umherzieht und auch vom Saume seines Gewandes Kräfte des Lebens und Trostes ausgehn, wenn die Hand demütigen Glaubens ihn berührt. D-K

Neuere Verteidiger des Christentums

3. Luthardts Apologetische Vorträge

Die im vorigen Abschnitt charakterisirte Schrift von Hans von Hallwyl gehört zu jener Art Apologetik, der man in der erbaulichen Litteratur, in Sonntagsblättern und kleinren populären Schriften sehr häufig begegnet — ohne Kenntnis der eigentlichen Schwierigkeiten und darum bereit, alles bis auf Bileams Esel zu verteidigen, voll Zorn und Verachtung gegen die moderne Wissenschaft und doch nicht ohne eine heimliche Angst vor dem gefürchteten Gegner, der durch einfaches Absprechen und Poltern sich nicht mundtot machen lassen will. Daneben steht eine Apologetik, die, wissenschaftliche Mittel für sich in Anspruch nehmend, vorzugsweise an die Gebildeten sich wendet. Auch ihr Erfolg ist ein geringer gewesen. Ihre Schriften sind wohl nur von solchen gelesen, die von vornherein dem Christentum wohlgesinnt, aus ihnen mit Befriedigung ersahen, daß es um seine Sache gut stehe. Ja, diese Apologeten waren so geschickte und, wie es schien, so wohl unterrichtete Anwälte, daß ihre Leser gar nicht aus der Verwunderung darüber herauskommen mußten, daß jemand so beschränkt und verblendet sein könne, eine andre als die christliche Weltanschauung sich anzueignen. Aber gerade dieser Umstand mußte auf die Gegner des Christentums, wenn sie überhaupt derartige Bücher lasen, von vornherein abschreckend wirken.

Ich werde versuchen, diese Apologetik an dem bekannten Buche Luthardts „Apologetische Vorträge über die Grundwahrheiten des Christentums“*) zu charakterisiren. Der Beifall, den diese in christlichen Kreisen gefunden haben, ist völlig begreiflich. Eine reiche Belesenheit hat einen Chor von Zeugen für die Wahrheit des Christentums aus allen Zeitaltern vereinigt, der jedenfalls imponirt, mag auch der Wert mancher dieser Zeugnisse einige Zweifel erregen; dazu eine eigne Verteidigung des Christentums in geradezu musterhafter Form. Wer freilich etwas tiefer in diese Dinge hineingeschaut hat, bekam lediglich den Eindruck eines sehr geschickten Plaidoyers, das, über alle Schwierigkeiten hinweggleitend, ernstern Ansprüchen nicht genügen kann.

Gleich in der Formulirung der Aufgabe finden sich Unklarheiten. Die christliche Weltanschauung soll „als die allein befriedigende Lösung des Problems des gesamten Daseins, des Menschenlebens und seiner Rätsel, des Menschenherzens und seiner Fragen, vor dem modernen Denken und mit den Mitteln der modernen Geistesbildung nachgewiesen werden.“ Das moderne Denken, die moderne Geistesbildung sind also sowohl der gemeinsame Boden als die Kampfesmittel für die Verteidigung des Christentums. Demnach könnte man jedem modernen Menschen ohne weitres das Christentum beweisen. Und von dieser Voraussetzung sind in der That manche Ausführungen der Luthardtschen Vorträge beherrscht. Es finden sich aber auch andre Aeußerungen. Ausdrücklich heißt es, das Verhältnis zur christlichen Wahrheit sei nicht bloß ein intellektuelles, sondern ein sittliches, man müsse die Wahrheit erkennen wollen.

Die Erkenntnis der Wahrheit ist eine sittliche That; sie liegt im Willen, nicht zunächst im Verstand.

Steht es so, dann kann eine Weltanschauung, in der ein

*) Ich benutze die achte Auflage.

Mensch das, was ihm Wahrheit ist, vereinigt, nicht allein auf dem Wege des Denkens zu stande kommen. Dann durfte man aber auch erwarten, daß vor der Auseinandersetzung der christlichen Weltanschauung mit andern die Frage erörtert wurde: wie kommt Weltanschauung zu stande? Von daher würden dann auch die Beweismittel in das richtige Licht getreten sein, und schwerlich würde solch ein unbestimmtes Ding wie die „Mittel der modernen Geistesbildung“ sich als tauglich erwiesen haben. Wiederum heißt es: Weltanschauung ist Sache des Glaubens. Das bedeutet doch, daß für das wissenschaftliche Erkennen die Bildung einer Weltanschauung nicht erreichbar ist, und daß auch die sogenannte wissenschaftliche Weltanschauung, die der religiösen das Daseinsrecht abzusprechen pflegt, auf Glauben beruht. Doch diese wichtigen Sätze bleiben vereinzelte Andeutungen; ohne Einfluß auf die Behandlung des Stoffes im großen und ganzen bringen sie in diese lediglich ein nicht selten peinlich berührendes unsichres Schwanken.

Im zweiten Vortrage kommt Luthardt auf die Widersprüche des Daseins zu reden. Ein Nichts ist der Mensch im Weltall und doch erhebt er sich in seinem Selbstgefühle über dasselbe; er begehrt ein höchstes Gut und findet nur vergängliche Güter; er hat einen Zug zum sittlich Guten und liebt doch das Unsittliche. Eine befriedigende Weltanschauung muß für diese Widersprüche das lösende Wort bieten. Hier folgen nun jene eben angeführten Sätze, die dem Willen einen Hauptanteil am Zustandekommen einer Weltanschauung zusprechen. Anstatt daß aber gezeigt würde, daß jede Weltanschauung, wie sie auch das Rätsel des Daseins lösen will, nicht auf dem Wege vernünftiger Ueberlegung entsteht, sondern daß Gefühls- und Willensrichtung auf ihr Entstehen einen entscheidenden Einfluß haben; anstatt daß hieraus durchschlagende Gesichtspunkte für die ganze Behandlung der in Rede stehenden Fragen gewonnen würden, führt der Apologet in schwer verständlicher Eile sofort das Christentum als Lösung der Rätsel des Daseins ein. Wohl aus dem Gefühle, daß dieses Verfahren etwas gar zu vorschnell sei, läßt er einen Einwurf auftreten: das Christentum sei zu ideal; es passe nicht in die menschlichen Verhältnisse, stehe dem wirklichen Leben ganz fremdartig gegenüber — das will sagen: seine Weltanschauung sei nicht imstande, das Rätsel des Daseins befriedigend zu lösen. Und wie wird dieser Einwurf entkräftet? Durch Berufung auf das Zeugnis der Geschichte über die Wirkungen des Christentums im Leben der Menschheit. Und doch ist leicht zu erkennen, daß man den Gang des Christentums durch die Menschheit mit den Augen des Glaubens betrachten muß, wenn man es als die Macht erkennen will, die über die Widersprüche des Daseins erheben kann! Mit andern Worten: das angerufne Zeugnis der Geschichte kann den christlichen Glauben nicht rechtfertigen, sondern setzt ihn bereits voraus. Denn die Geschichte des Christentums enthält der Kapitel gar viele, die jenem Zeugnisse entgegenstehen.

An ähnlichen Unklarheiten und Halbheiten leiden die Ausführungen über die Gottesidee. Sie beginnen sogleich mit sehr strittigen Sätzen. Von nichts, heißt es, hat der Mensch eine so unmittelbare Gewißheit wie von Gott. Wir können uns des Gottesgedankens gar nicht entschlagen. Wir können die Welt, wir können uns selbst nicht denken, ohne daß unwillkürlich der Gedanke Gottes sich damit verbindet. Das Gottesbewußtsein ist ein ebenso wesentliches Element unsers Geistes, wie das Weltbewußtsein und das Selbstgefühl. Wir können nicht umhin, Gott zu denken, und wir können ihn nicht anders denn als wirklich denken: das ist eine Notwendigkeit unsrer Vernunft. Diese Behauptungen, für die ein Beweis nicht einmal versucht wird, können schwerlich auf allgemeine Zustimmung rechnen. Ihre Voraussetzung ist, daß der Gottesgedanke ein natürlicher Besitz des Menschengeistes sei. Wenn man nun aber der behaupteten Notwendigkeit, mit der wir Gott sollen denken müssen, dieser Notwendigkeit, die so zwingend sein soll, daß das Gottesbewußtsein unserm Geiste so wesentlich wie das Welt- und Selbstbewußtsein ist, die entgegenstehende Thatsache der Gottesleugnung entgegenhält — während doch seines Welt- und Selbstbewußtseins sich niemand entschlagen kann —; wenn man die behauptete Unmittelbarkeit des Gottesbewußtseins auf

Erziehung und Angewöhnung zurückführt, was wird sich Erhebliches dawider sagen lassen? Den Sätzen Luthardts:

Ueber alles Sichtbare und Endliche hinaus eilen unsre Gedanken nach einem Höchsten, Unsichtbaren, Unendlichen; und nicht eher kommt ihre Bewegung zur Ruhe, als bis sie an ihrem Ziele angelangt sind. Wir müssen Gott denken. —

wird man doch einfach entgegen halten, daß diese Bewegung der Vernunft nur zu etwas Letztem dränge, das noch nicht ohne weitres der lebendige Gott sei, und dieser Trieb des Denkens noch keineswegs die Wirklichkeit des Gedachten verbürge. Alle die Behauptungen über die unmittelbare Gewißheit und Denknotwendigkeit der Gottesidee zugegeben, wäre doch daraus nur der Schluß zu ziehen: Da wir uns genötigt fühlen, Gott zu denken, dürfen wir vermuten, er sei. „Der Atheismus ist eine That des Willens," sagt Luthardt; daß es mit dem Gottesglauben sich gerade so verhalte, steht nur als eine schwache, verlorne Andeutung bei ihm zu lesen.

Die Beweise für das Dasein Gottes haben nach Luthardt nur den Zweck, „die unmittelbare Gewißheit auch vor dem denkenden Verstande zu rechtfertigen." Man sollte freilich meinen, alle derartigen Beweise seien völlig überflüssig, wenn das Gottesbewußtsein so zu unserm Geiste gehört, wie das Welt- und Selbstbewußtsein. Denn wir empfinden keinerlei Nötigung, das Dasein unsers Ich und der Welt, dessen wir unmittelbar gewiß sind, vor dem Verstande noch besonders zu beweisen. Doch man möchte sie gelten lassen, wenn sie wenigstens leisteten, was von ihnen verheißen wird. Das Dasein der Welt, heißt es, fordert eine letzte Ursache, die Bewegung des Lebens ein Bewegendes. Kann man daraus auf einen persönlichen Gott schließen? Wenn die Naturforscher die Vielheit der Dinge und ihren Zusammenhang auf die Vielheit der Atome zurückführen und diese als die letzten Ursachen denken, so ist der Forderung, das Dasein der Welt erheische eine letzte Ursache, ebenfalls Genüge geschehen. Oder: die Zweckmäßigkeit der Welt — die übrigens hier als Erfahrungsthatsache behauptet wird, ohne doch erfahrungsmäßig bewiesen werden zu können — fordert eine oberste Intelligenz. Aber daraus ließe sich nur ein Weltbaumeister voll hoher Macht und Weisheit, der den zu bildenden Stoff vorfand, erschließen, kein allmächtiger und allweiser Weltschöpfer. Ferner soll die Thatsache unsrer Gottesidee ein Beweis für Gottes Sein sein. Dieser Beweis wird nur dem eineinleuchten, der bereits an Gott glaubt; dem Gottesleugner wird das Vorhandensein der Gottesidee bei andern nichts beweisen, und für den Gläubigen ist dieser Beweis völlig überflüssig. Unterrichtete Leser wird es überdies höchlich befremden, daß die Beweise für das Dasein Gottes, die Kant siegreich als unzulänglich erwiesen, so unbedenklich und ungescheut ins Feld geführt werden, und daß es schließlich von ihnen heißt: „so kommen wir auf allen Wegen zu Gott." Besonders klar und planvoll wird schwerlich verfahren, wenn zunächst das Vorhandensein einer unmittelbaren Gewißheit von Gott behauptet, dann diese durch völlig unzulängliche Beweise vor dem denkenden Verstande gerechtfertigt, und endlich in diesen Beweisen noch ein Weg zu dem Gott gesehen wird, dessen man doch schon unmittelbar gewiß ist.

Nun erst wird die Frage erörtert: Was ist Gott? Als maßgebend für ihre Beantwortung steht der Satz da:

Sein innerstes Wesen aber hat er in Jesu Christo aufgeschlossen, so daß wir hier gleichsam in sein Herz schauen und ihn erkennen können, wie er für uns ist.

Abgesehen von dieser Offenbarung Gottes in Jesus Christus giebt es nun daneben „eine ahnende Erkenntnis von dem verborgnen Gott." Aber diese Wahrheit hat keinen durchschlagenden Einfluß auf die Beantwortung der Frage: Was ist Gott? Denn zunächst ist Gott „die Macht alles Seins," wovon schon die Heidenwelt eine „ahnende Erkenntnis" hatte, dann der Heilige, wie „unser Gewissen bezeugt," und endlich die Liebe, eine Erkenntnis, die erst das Christentum gebracht hat. Trotz dem letzten Satze kann Luthardt der Versuchung nicht widerstehen, die Gottesidee aus der menschlichen Natur abzuleiten: „Gott ist eine Forderung unsers Gewissens und unsers Herzens" — eine Ableitung, die schon durch die einfache Frage: welches Gewissens? welches Herzens? als verfehlt erwiesen wird. Denn Herz und Gewissen lassen sich nicht als Größen von überall und allezeit gleichartigem Inhalte behandeln.

Eine Apologie des Christentums muß natürlich Stellung nehmen zu der wissenschaftlichen Erkenntnis der Welt und deren Ansprüchen, dieselbe zu erklären. Luthardt kommt darauf in dem Vortrage über die Weltschöpfung zu sprechen. Er ist mit Recht der Meinung, daß alles darauf ankomme, die Grenzen zwischen naturwissenschaftlichem und religiösem Erkennen zu bestimmen. Die entscheidende Frage sei die Schöpfung.

Der Schöpfungsbegriff gehört der Religion an und nicht der Naturwissenschaft. Diese mag uns über den äußern Hergang belehren; die Thatsache selbst aber, daß Gott die Welt geschaffen hat, lehrt uns nicht die Naturwissenschaft, sondern die Religion. . . . Die Naturwissenschaft hat immer die Materie zur Voraussetzung und beginnt erst mit derselben. Die Frage nach der Entstehung der Materie verläßt den Boden der sinnlichen Wirklichkeit und geht in das Gebiet der Spekulation oder [!] des Glaubens. Da hört also die Naturwissenschaft auf, Naturwissenschaft zu sein, und wird Philosophie oder [!] Religion.

Wir müssen offen bekennen: mit dieser Grenzregulirung ist nicht viel gewonnen; sie gilt nur der naturwissenschaftlichen, nicht der philosophischen Welterklärung gegenüber. Wenn auch die Naturwissenschaft zu den Anfängen des Seins nicht vordringen kann, so vermag es doch die Philosophie; sie, mit den Ergebnissen der Naturwissenschaften ausgerüstet, tritt der Religion als ein ebenbürtiger Gegner gegenüber. Weltanschauung steht gegen Weltanschauung. Daß die philosophische Weltanschauung den Charakter der Wissenschaftlichkeit beansprucht und deshalb der religiösen überlegen sein will, scheint dem Apologeten keine Schmerzen zu bereiten. Er wirft noch die Bemerkung hin, daß beide Weltanschauungen Sache des Glaubens seien — dann fällt der Vorhang auch vor dieser grundsätzlichen Frage.

Wenn der Unterschied zwischen religiösem und wissenschaftlichem Erkennen und die Grenzen des letztern genau bestimmt sind, dann mag man sich auf den Boden der gegnerischen Anschauungen begeben und an einzelnen Fällen nachweisen, daß falsch oder zu viel geschlossen sei. Aber man wird dann schwerlich noch die Nötigung empfinden, das Christentum gegen die Ergebnisse der Astronomie oder Geologie zu verteidigen. Mögen deren Erforschungen das natürliche Weltbild noch so sehr verändern, die religiöse Weltanschauung ist von ihnen unabhängig. Ob das Bild der natürlichen Welt so oder anders sei, kann unmöglich an der christlichen Weltanschauung etwas ändern. Wir, denen die Unendlichkeit der Welt aufgegangen ist, denken nicht größer von Gott als Psalmisten und Propheten: er bleibt unser himmlischer Vater, ob wir die Welt unendlich oder beschränkt denken. Lediglich weil er den Ergebnissen der Astronomie gegenüber ein heimliches Bangen empfindet, kann der Apologet darauf verfallen, die kleine Erde als Offenbarungsstätte Gottes zu rechtfertigen. Luthardt macht den Versuch, indem er die Erde für den geistigen Mittelpunkt unsers Sonnensystems ausgiebt, worüber, nebenbei bemerkt, kein Mensch auch nur das Allergeringste wissen kann; er weist nach, daß auf den andern Planeten Wesen von unsrer Art nicht existiren könnten, weil z. B. auf dem Uranus alles in einförmiges Grau gehüllt, mithin „keine Poesie und damit auch kein wahres Gemütsleben möglich sei," oder weil die Venus einen gar zu grellen Wechsel der Jahreszeiten habe. Die Bedeutung und Zuverlässigkeit der Offenbarung Gottes auf unsrer Erde wird doch wahrhaftig nicht durch die Möglichkeit gefährdet, daß auch auf andern Planeten solche Offenbarungen stattgefunden haben können. Wenn die Erkenntnis da ist, daß die Bibel „kein Lehrbuch der Astronomie oder Geologie" ist noch sein will, was für ein Interesse kann dann den Apologeten bestimmen, den biblischen Schöpfungsbericht vor der Wissenschaft zu rechtfertigen, ihm also eine Bedeutung zu erkämpfen, die ihm zugestandnermaßen nicht zukommt? Offenbar ist hier wieder eine geheime Furcht vor der Wissenschaft wirksam. Wozu soll der Apologet sich plagen, die Einheit des Menschengeschlechts, d. h. die Abstammung von einem Menschenpaare, wissenschaftlich wahrscheinlich zu machen? „Es sind die tiefsten Interessen, welche die Einheit des Menschengeschlechts fordern," belehrt uns Luthardt. Die große einheitliche Menschheitsfamilie könne nur dann das Ziel der Menschheit sein, wenn auch ihr Ursprung ein einheitlicher

sei. Die Abstammung der Menschheit von Adam und Eva ist also ein Glaubensgesetz fundamentalster Art, und wenn die Wissenschaft einmal völlig unwiderleglich nachwiese, daß die Menschheit einen mehrfachen Beginn gehabt habe — was doch schließlich nicht schlechtweg unmöglich ist —, so müßten wir den christlichen Glauben, daß die große Menschheitsfamilie, das Reich Gottes, das Ende der Wege Gottes mit uns ist, aufgeben. Das heißt den christlichen Glauben auf schwache Stützen stellen! Für das Christentum ist es glücklicherweise völlig gleichgiltig, ob es Gott gefallen hat, ein Menschenpaar oder mehrere zu schaffen. Denn Jesus Christus hat den Gedanken, daß alle Menschen Kinder Gottes und Brüder sein sollen, nicht auf die gemeinsame Abstammung von Adam und Eva begründet. Man sieht, daß auch hier wieder Unsicherheit über die Grundfragen vorhanden ist: weder sind die Grenzen des wissenschaftlichen Erkennens genau bezeichnet, noch ist sich der Apologet klar darüber, was er denn im Interesse der religiösen Weltanschauung eigentlich zu verteidigen hat. Daher scheint es fast so, als sei das Christentum gefährdet, wenn die Richtigkeit einer biblischen Erzählung in Frage gestellt wird.

Diese Apologetik macht die Voraussetzung, das Christentum lasse sich einem jeden beweisen, es lasse sich vor dem modernen Denken ohne weitres rechtfertigen; sie achtet nicht für nötig, Gemeinsames festzustellen, das auch der Gegner, den sie von der Wahrheit des Christentums überführen will, anerkennt. Denn Drang des Menschengeistes, Herz, Gewissen, die so häufig angerufen werden, können in dieser unbestimmten Allgemeinheit nicht als gemeinsamer Ausgangspunkt gelten. Diese Apologetik hat ferner keine klare Einsicht weder in die Mittel und Grenzen ihrer Verteidigung noch in die Tragweite der Einwürfe des Gegners. Sie will das Christentum verteidigen mit den Mitteln der modernen Geistesbildung, ohne diese unbestimmte Angabe deutlich zu machen; sie hat zu diesen Mitteln das Vertrauen, daß ihnen jeder Beweis möglich sei; sie gesteht aber auch dem wissenschaftlichen Erkennen das Recht zu, der religiösen Weltanschauung ebenbürtig gegenüber zu treten. Daher das unsichre Schwanken dieser Apologetik, ihr Mangel an freudiger, selbstbewußter Haltung gegenüber den Einreden andrer Weltanschauungen. Sie sucht die Weltanschauung des Christentums als vernünftig, d. h. als widerspruchslos denkbar aufzuzeigen. Aber wenn sie auf diese Weise auch jemanden von der Wahrheit des Christentums überführte, dazu könnte sie ihn doch nicht anleiten, wodurch die christliche Weltanschauung allein ergriffen werden kann — zum Glauben.

Und so wird es Pflicht, dieser Art von Verteidigung des Christentums ernstlich und dringend zu widersprechen. Wir bezweifeln nicht und wissen es von zuverlässigen Zeugen, daß Luthardts Vorträge, als sie seinerzeit in Leipzig gehalten wurden, und ebenso bei den ungezählten Lesern, die sie in ihren vielen Auflagen und Uebersetzungen gefunden, vielfach einen mächtigen Eindruck erzielt haben. Aber es ist das doch nur bei einem stimmungsverwandten Publikum der Fall gewesen. Zweiflern, die im Kampfe mit den andern Mächten auf Tod und Leben um den Glauben rangen, hat der Redner nicht bieten können, was sie zum Siege führte. Und schlimmer als dies: manche jugendliche Seele, die erst — etwa in ihrer Gymnasiastenzeit — die Musik dieser Reden einsog und sich daran erfreute, hat später, wenn sie die Probleme in ihrer ganzen drohenden Tiefe kennen lernte, mit dem Apologeten zugleich das Christentum über Bord geworfen.

J C

Die gegenwärtige Entwicklung des Sozialdemokratismus zur anarchistischen Weltanschauung

Uebersicht: 1. Einleitung; 2. Die wirtschaftliche und politische Entwicklung; 3. Die religiös-sittliche Entwicklung

1. Einleitung

Angesichts der eben zu Ende gehenden Bergarbeiterbewegung in Westfalen, die in ihrem auf deutschem Boden noch nicht dagewesnen Umfange selbst den in Berlin begonnenen großen

Arbeiterausstand völlig in den Schatten stellt, und in frischer Erinnerung an die Erfahrungen beim Wiener Kutscherstreik, will das Nachstehende die Leser der Christlichen Welt mit der gegenwärtigen Lage des Sozialdemokratismus bekannt machen. Allerdings ist es hocherfreulich, daß nach den fast übereinstimmenden Nachrichten unsrer besten Tagesblätter und im Gegensatze zu dem Berliner Ausstande weder in Wien noch in Westfalen die Sozialdemokratie die Mutter und Leiterin der Bewegung gewesen ist. Ein innrer Zusammenhang mit ihr besteht jedoch auch so, und wäre es nur der, daß auch diese jüngsten Vorgänge, ebenso wie die noch immer erschreckend wachsenden Erfolge der Sozialdemokratie, die Früchte unsers heutigen wirtschaftlichen Systems sind. Und eben weil die ausständigen Bergleute sich von vaterlands- und christentumfeindlicher Agitation frei zu halten suchen und sich sichtlich bemühen, in den gesetzlichen Schranken zu bleiben, dem Kaiser die Treue und sich selbst in dieser schweren Zeit vor jedem sittlichen Verschulden zu bewahren, eben deshalb gewinnt dieser Streik für uns die größte Bedeutung. Es ist unsers Wissens das erste Mal, daß ein Ausstand in solchem Umfange einen so rein wirtschaftlichen Charakter trägt, und zugleich mit so entschlossnem Ernste und dem Bewußtsein einer innern sittlichen Berechtigung geführt ist, wobei die wenigen Ausschreitungen rüpelhafter Jungen zu Anfang der Bewegung angesichts der Thatsache, daß 100000 Männer feierten, gänzlich verschwinden müssen. Der Kampf, der sich in Westfalen abgespielt, ist der Kampf zwischen Kapital und Arbeit, der Arbeit, die sich nicht mehr mit einem vom „ehernen Lohngesetze" diktirten knappsten Lohnsatze abfinden und dabei ihre Kraft durch übertriebne Ausbeutung mißbrauchen lassen will, sondern irgendwie Anteil fordert an dem Gewinn, den das Kapital durch ihre Kraft hervorbringen läßt und bisher sich allein zu nutze machte, wie an der Sache selbst, der sie dient, ohne die sittliche Rohheit und die Umsturzideen des Sozialdemokratismus im Hintergrunde, sodaß er infolgedessen und bei den thatsächlich vorhandnen Notständen der Bergleute sich immer mehr die prinzipielle Billigung jedes rechtlich und christlich Denkenden erzwingt.

Darum möchten wir gern in ihm den verheißungsvollen Anfang eines neuen Abschnitts und eines Fortschritts in der wirtschaftlichen Reformbewegung unsrer Tage erkennen. Und so sehr wir seine weitreichenden schlimmen Folgen für die Industrie wie vor allem auch für die streikenden Bergleute selbst beklagen, die mit nicht gewöhnlichem Mute für eine bessre Zukunft ihres Standes hohe Opfer bringen — so wissen wir doch zugleich auch, daß nur durch solche Opfer und Kämpfe neue und bessre wirtschaftliche Verhältnisse an die Stelle der unhaltbar gewordnen heutigen gesetzt werden können.

Daß die jetzigen thatsächlich unhaltbar sind, bedarf keines Beweises mehr: auf der einen Seite die schreiende Not, die das Manchestertum in Verbindung mit der modernen Maschinenentwicklung gezeitigt hat, und auf der andern Seite immer stärker das bewußte oder unbewußte Gefühl, daß es bisher unmöglich gewesen, diese Nöte zu heben — das ist die thatsächliche Lage heute, und das behält auch seine volle Wahrheit bei aller Anerkennung der aufopfernden Anstrengungen christlicher Kreise in den bewundernswerten Leistungen der innern Mission und der gleich zahlreichen rein humanitären Bestrebungen. Denn diese haben wohl im einzelnen überaus segensreich gewirkt und tausendfältig augenblickliche Not gelindert, sie sind jedoch bis heute nicht im stande gewesen, die verderblichen Wirkungen, die ein auf die Spitze der Selbstsucht getriebnes wirtschaftliches System in noch jetzt immer steigendem Maße hervorruft, von Grund aus und im großen dauernd auszugleichen, geschweige dieses System selbst zu beseitigen und ein neues, bessres an seine Stelle zu setzen. Mehr schon wird man von den jüngsten sozialpolitischen Unternehmungen des Reiches in dieser Hinsicht erhoffen dürfen. Man mag über sie und besonders die Art ihrer Ausführung im einzelnen urteilen, wie man will, jedenfalls sind sie — und das ist von höchstem prinzipiellen Werte — als der Anfang des Bruches mit dem bisher allmächtigen Gesetze des laissez aller, laissez faire seitens des Staates aufs freudigste zu begrüßen. Aber sie sind auch

nur ein erster Anfang dazu — sonst würde nicht zu derselben Zeit und in dieser Weise die bisher größte Streikbewegung entbrannt sein können, wo in Berlin Abgeordnete des Reiches mit bewundernswerter Ausdauer*) und Gründlichkeit über eine Alters- und Invaliditätsversorgung des deutschen Arbeiters beraten und die soeben eröffnete Deutsche Allgemeine Ausstellung für Unfallverhütung das zunehmende Interesse für sein Wohl und Wehe bezeugt.

Wie darum im allgemeinen noch gegenwärtig die Dinge liegen, mehrt sich sichtbar — soweit wenigstens Schreiber dieses das zu überschauen vermag — die Zahl der ernst denkenden Männer, die, weit entfernt, Sozialdemokraten zu sein, dennoch immer offner der wirtschaftlichen Kritik der Sozialdemokraten beipflichten und nur noch von einer vollständigen und prinzipiellen Aenderung und Umbildung — nicht aber Umwälzung — unsrer volkswirtschaftlichen und sozialen Lage eine endgiltige Beseitigung der Notstände erwarten. Freilich ist gegenwärtig nach dieser Seite hin alles noch so verworren und ungeklärt, die Untersuchungen der Nationalökonomen sind noch so wenig praktisch verwertet, daß gerade solche Laien zum thatlosen Zuwarten verurteilt sind. Das ist eben auch so ein tragischer Zug unsrer Lage: hier die unsägliche Not, da der heiße Wunsch zu helfen, und daneben die erdrückende Erkenntnis, daß solche durchgreifende Hilfe noch nicht möglich ist.

Diese Erkenntnis veranlaßt jedoch leider auch sehr viele, nun überhaupt nichts mehr zu thun. Sie stehen ratlos; sie sehen keinen Ausweg; sie wollen darum auch gar nichts mehr von allem hören. Ihre einzige Sorge ist, daß sie den für sie unvermeidlichen Sturm nicht zu erleben brauchen: Après nous le déluge. Das ist aber einfach feig. Stehen uns zur Zeit in den Arbeiten der Humanität und innern Mission auch nur vorläufige Hilfsmittel zur Verfügung, so müssen wir eben wenigstens diese ernstlich anwenden. Ein Teil von ihnen wird — als Grundlage zukünftiger Organisationen — sicher auch bleibenden Wert haben. Und in einem der wichtigsten Punkte können wir schon jetzt an der zukünftigen Gestaltung vorbereitend arbeiten: durch die Bekämpfung des Sozialdemokratismus. Die Entwicklung desselben hat in der letzten Zeit eine immer verhängnisvollere Wendung genommen, deren Folgen in den kommenden Jahrzehnten in erschreckender Weise zu Tage treten müssen. Von ihrer Unterdrückung wird es vor allem mit abhängen, ob die notwendige wirtschaftliche Neugestaltung sich friedlich oder gewaltsam vollziehen wird. Die heutige Gesellschaft hat zum größten Teile die Entscheidung darüber selbst — noch! — in der Hand.

Diese Entwicklung läßt sich mit einem Worte dahin charakterisiren, daß der Sozialdemokratismus von heute eben dabei ist, in dem Anarchismus aufzugehn. Wir führen den Beweis dafür zunächst auf Grund der Untersuchungen, die Rudolf Martin im vorjährigen Junihefte der Preußischen Jahrbücher (Band 61, Heft 6) unter dem Titel: Die Entwicklung des Sozialdemokratismus zum Anarchismus veröffentlicht hat. Wie als Ergänzung dazu hat er in seinem früher erschienenen Werke: Der Anarchismus und seine Träger; Enthüllungen aus dem Lager der Anarchisten von dem Verfasser der Londoner Briefe in der Kölnischen Zeitung (Berlin, Neufeld und Mehring) das Wesen und die Geschichte dieses Anarchismus selbst eingehend behandelt.

Rudolf Martin ist ein noch junger Mann. Als Student der Rechte hatte er im Sommer des Jahres 1886 die Tollkühnheit, sich nach London, dem Mittelpunkte der anarchistischen Parteien, zu begeben und dort an der Quelle eingehende Studien zu machen. Es gelang ihm, in enge Verbindung mit den einzelnen sozialrevolutionären Klubs daselbst und in nahen Verkehr mit allen ihren hervorragenden Führern außer Most zu treten. Wie er in dem Vorworte seines Der Anarchismus und seine Träger mitteilt, hat er sich dort die geheimsten, nur in wenig Exemplaren verbreiteten Flugblätter zu verschaffen gewußt. In seinem Besitze befinden sich ferner ein ganzer Stoß anarchistischer Zeitungen, darunter sämtliche Nummern des

*) Die mehrfache Beschlußunfähigkeit machte freilich einen recht üblen Eindruck. D H

bis jetzt noch wenig gekannten „Rebell." Er hat ferner das große Verdienst, mehr Licht in das Dunkel der Ermordung des Polizeirats Dr. Rumpf in Frankfurt (am 13. Januar 1885) gebracht zu haben. Daß er nur mit Todesverachtung sich in den Besitz alles dessen hat setzen können, liegt auf der Hand. Er erzählt selbst einmal von einem seiner Wagstücke:

Es war, als ich dem Klub „Autonomie" einen mitternächtigen Besuch abstattete. Die Gesellschaft, die ich da vorfand, war nicht gerade die einladendste. Ihre Häupter waren Peukert (des Mordes Merstallingers verdächtig), Nowotny (bei dem man bei seiner Verhaftung in der Schweiz Gift für 50 Personen vorfand), Rinke (ein im Dienst ergrauter Anarchist) und Lieske (der Bruder des Meuchelmörders). Unsre Unterhaltung war kurz und sehr einseitig.

Ich: „Guten Abend, Anarchisten." — Keine Antwort.

Ich: „Bringt mir doch ein Glas Bier." — Niemand rührt sich.

Ich: „Gebt mir doch mal den ‚Rebell' zu lesen, ich kenne bisher nur die ‚Freiheit' von Most."

Peukert: „Die holen Sie sich doch auf der Polizei."

Ich: „Guten Abend, Anarchisten."

Kaum daß ich noch die Thür erreichen konnte, war mir schon die Bande auf den Fersen, andre sprangen zum Fenster hinaus, um mir den Weg zu verlegen. Zum Glück konnte mich eine eben vorüberziehende Polizeipatrouille von drei Mann decken.

Martin fügt noch hinzu:

Des öftern hielt man mir den Revolver unter die Nase; ich behandelte solche Fälle als grobe Scherze und zog mich leidlich aus der Affäre.

Es versteht sich, daß die unter solchen Umständen aus erster Hand empfangnen und zuerst in den vielbesprochnen „Londoner Briefen" in der Kölnischen Zeitung veröffentlichten Nachrichten äußerst wertvoll und zutreffend sein müssen. Dies beweisen auch die „niederschmetternden Kritiken des Züricher Sozialdemokrat" und die Wutausbrüche in den anarchistischen Klubs, die sie hervorgerufen; ferner das eingehende Interesse, das man in den höchsten Regierungskreisen sowie in der inländischen und ausländischen Presse den Veröffentlichungen Martins entgegengebracht hat. Sie scheinen darum auch wert, den Lesern der Christlichen Welt näher gerückt zu werden, besonders um der ernsten Folgerungen willen, die sich für den Christen daran knüpfen.

2. Die wirtschaftliche und politische Entwicklung des Sozialdemokratismus

Rudolf Martin erörtert zunächst rein theoretisch die Prinzipien der sozialdemokratischen Lehre und ihre Folgerungen, um dann aus der sozialdemokratischen Litteratur und schließlich durch Vergleichung des sozialdemokratischen und anarchistischen Programms seine Behauptung zu erhärten.

Martin geht auf die Wurzeln des Sozialdemokratismus zurück. Diese liegen in der Zeit, da die liberale Bewegung dem Volke den Konstitutionalismus und andre wichtige politische Freiheiten brachte. Zu dieser politischen Freiheit sollte die soziale Bewegung die wirtschaftliche Gleichheit ergänzend hinzufügen. Beides, wirtschaftliche Gleichheit und politische Freiheit, möglichst vollkommen zu erreichen, wurde das Grundziel der sozial-demokratischen Partei. Aber diese beiden in höchster Potenz zu vereinigen, ist eine Unmöglichkeit. In ihrem innern Gegensatze liegt die Ursache der gegenwärtigen Entwicklung der Partei.

Zwar in der ersten Zeit, als diese sich noch vorwiegend von der Verneinung des Bestehenden nährte, trat der Gegensatz nicht hervor. Deshalb konnte auch der Nationalökonom A. Schäffle in seiner Schrift: Die Quintessenz der Sozialdemokratie" noch ein so überaus günstiges Bild vom Sozialismus entwerfen. Nach ihm — und seine Ansicht ist die allgemein verbreitete — ist der Sozialismus wirtschaftlich dasjenige Prinzip, das alles Privateigentum und die Privatbeerbung an den Mitteln der Produktion aufhebt, an seine Stelle den Begriff des gesamtheitlichen Eigentums, aber nur an den Mitteln der Produktion setzt, und auf Grund dieses Kollektiveigentums einheitlichen Betrieb der Produktion in öffentlichen Produktionsgruppen einerseits und öffentlich rechtliche Organisation auch der Zuteilung des Gütertrags der Gesamtproduktion nach Verhältnis der Arbeitsleistung des Einzelnen anderseits einführt. Dies ist im ganzen noch heute das wirtschaftliche Pro-

gramm der Sozialdemokratie. Politisch huldigte der damalige Sozialismus dem demokratischen Republikanismus. Man erkennt, daß dieser Sozialismus den Begriff des Staates noch nicht ausschließt.

Der freie Volksstaat, sagt Martin, ein durch und durch demokratischer Staat mit parlamentarischer Volksvertretung als souveräner Körperschaft, war das politische Ideal der ganzen damaligen Litteratur der Sozialdemokratie.

Dies änderte sich seit Marx, als dieser die einzelnen sozialdemokratischen Lehren zu einem System entwickelte. Die Folge davon war die volle Ausbildung jenes innern Gegensatzes. An dem Begriffe des freien Volksstaates macht dies Martin klar:

Die private Produktion, die kapitalistische Konkurrenz sollen ersetzt werden durch eine planmäßige, einheitlich organisirte Staatsproduktion. . . . . . Diese Forderung aber birgt in sich die Notwendigkeit einer obersten Zentralleitung, die mit den außerordentlichsten Machtvollkommenheiten ausgestattet sein muß. . . . . . Ihr würde das Schicksal der gesamten Nation anvertraut sein, ihr würde die Sorge für die Nahrungsmittel, Kleidung und Wohnung jedes Menschen zufallen . . . . . . Sie muß, um zu verhüten, daß plötzlich ganze Gegenden an dem Notwendigsten Mangel leiden, eine geradezu unbeschränkte Macht besitzen; sie muß sofort die Produktion des einen Gegenstandes erhöhen, die Konsumtion eines andern verringern können; sie muß das Recht haben, hier die Arbeiter zu größrer Thätigkeit anzutreiben, dort sie für einige Zeit zu beurlauben, sie muß schließlich den uneingeschränkten Entscheid darüber haben, welche Wünsche des konsumtionslustigen Publikums zu befriedigen, welche abzuschlagen seien.

Damit aber werden dem Menschen die notwendigsten Freiheiten genommen. So das Recht der freien Bedarfsbestimmung, das Recht der Freizügigkeit — da jeder Staatsbürger auch Staatsbeamter ist und als solcher Amtswohnung hat, die er ohne Erlaubnis des Staates ebenso wenig verlassen, wie eine neue beziehen kann; ferner das Recht der Gewerbefreiheit — da keiner ohne Erlaubnis des Staates, für den er ja in jedem Falle arbeitet, seinen Beruf wechseln darf. Genau so liegen die Sachen auf geistigem Gebiete. Der sozialistische Staat wird z. B., wie Martin anführt, Drucker und Verleger zugleich sein; alle Manuskripte müssen ihm eingereicht werden. Sitzen Männer in der Zentralleitung, die einer bestimmten geistigen Richtung huldigen, so können diese mühelos jede ihnen gegenteilige Veröffentlichung unterdrücken: eine Zensur würde wiederkehren, schrecklicher als die unter der spanischen Inquisition. So werden diese Omniarchen in der That allmächtig sein. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß das Volk sie wählt.

So vernichtet der Marxsche Sozialdemokratismus, dessen Streben nach ökonomischer Gleichheit nur eine Konsequenz desjenigen nach politischer Freiheit war und das letztre nur ergänzen sollte, — er vernichtet gerade jede politische Freiheit und schlägt in sein völliges Gegenteil, den reinsten Staatsabsolutismus, um. Die Sozialdemokratie würde sich aber in ihr eigen Fleisch schneiden, wollte sie diesen annehmen. Es bleibt ihr daher nichts übrig, als den „freien Volksstaat" über kurz oder lang gänzlich über Bord werfen, d. h. die Anarchie zu proklamiren.

Noch auf einem zweiten Wege führt Martin uns zu gleichem Ergebnis. Jedes Privateigentum an Produktionsmitteln ist Fremdtum, Diebstahl. Privateigentum ist aber nicht nur das Eigentum einer einzelnen Person, Familie, Gemeinde. Privateigentum bleibt auch das Gesamteigentum einer bestimmten Nation, folglich muß auch dieses beseitigt, „alles, bis zur Stecknadel herab, Besitz der gesamten Menschheit werden." Jeder einzelne hat also Besitzanrecht auf alles. Infolgedes wird der Eskimo sich hüten, künftig in Grönland sich mühselig zu nähren; er wird — dazu hat er ja als Miteigentümer das gute Recht — sich in blühende Kulturstaaten begeben. Eine unendliche Völkerwanderung in diese wird entstehen, was wiederum die ursprünglichen Bewohner schon auf Grund des Selbsterhaltungstriebes nicht dulden können: der Kampf aller gegen alle, die Anarchie ist proklamirt. Eine praktische Erläuterung dazu erleben wir eben jetzt im kleinen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die sich gegenwärtig mit allen Mitteln der Einwanderung chinesischer Arbeiter zu erwehren suchen. Genau das — nur hundertmal ärger und nicht bloß dort — würde eintreten, wenn der Sozialdemokratismus

siegen würde. Anarchie ist in jedem Falle die notwendige Folge.

Marx hat sich, wie leicht erklärlich, stets gehütet, diese Folgerung aus dem innern Widerspruche seines allgemein angenommenen Systems aufzudecken und offen zu bekennen. Wie er, schwiegen darüber eine lange Zeit auch alle übrigen sozialdemokratischen Schriftsteller. Erst Engels, der Vertraute von Marx, hat sie 1882 offen ausgesprochen, indem er die Vernichtung des Staates und an seiner Stelle nur eine Oberleitung der Produktionsmittel lehrte. Er hat damit jene von Martin charakterisirte verhängnisvolle Entwicklung auch in der sozialdemokratischen Litteratur hervorgerufen. In seiner Broschüre: Die Entwicklung der Sozialdemokratie von der Utopie zur Wissenschaft schreibt er:

Der moderne Staat, was auch immer seine Form, ist eine wesentlich kapitalistische Maschine, Staat der Kapitalisten, idealer Gesamtkapitalist. Auch bei ihm bleibt der Arbeiter Lohnarbeiter, Proletarier. Das Kapitalverhältnis wird nicht aufgehoben, sondern nur auf die Spitze getrieben. Aber auf der Spitze schlägt es um. Das Staatseigentum an den Produktionskräften ist nicht die Lösung des Konfliktes, aber es birgt in sich das formelle Mittel, die Handhabe der Lösung.

Diese Lösung ist:

Das Proletariat ergreift die Staatsgewalt und verwandelt zunächst die Produktionsmittel in Staatseigentum. Aber damit hebt es sich selbst als Proletariat, damit hebt es alle Klassenunterschiede und Klassengegensätze auf und damit auch den Staat als Staat. . . . . Das Eingreifen einer Staatsgewalt in gesellschaftliche Verhältnisse wird auf einem Gebiete nach dem andern überflüssig und schläft dann von selbst ein. . . . . Das ist der Sprung der Menschheit aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit. . . . . Die Menschen, endlich Herren ihrer eignen Art der Vergesellschaftung, werden damit zugleich Herren der Natur, Herren ihrer selbst, — frei.

Bebel wagt sich nicht so frei mit der Sprache heraus. Aber auch er ist, nach seinem eignen Geständnisse, im Laufe der Zeit bedeutend radikaler geworden. Seine Schrift: Unsre Ziele, die am freien Volksstaate noch festhält, gilt ihm nur noch als „eine Phase in der Bewegung." Offen, aber da auch deutlich genug, hat er sich nur einmal in seinem Buche über die Frau ausgesprochen:

Der Staat hört mit dem gegenwärtigen Herrschaftsverhältnis [von Kapital und Arbeiter] auf, wie die Religion aufhört, wenn der Glaube an übernatürliche Wesen oder an vernunftbegabte, übersinnliche Kräfte nicht mehr vorhanden ist.

Diese Marx-Engelsschen Lehren sind nun gegenwärtig bereits feste Bestandteile des sozialdemokratischen Parteiprogramms. Nur ein Beleg dafür: Engels' obengenannte Broschüre ist als Agitationsschrift unter den deutschen Sozialdemokraten weit verbreitet. Damit ist auch der litterarische Beweis für die oben gestellte Behauptung erbracht. Es erübrigt, dieselbe auch durch einen direkten Vergleich der sozialdemokratischen und der anarchistischen Systeme zu erhärten.

Wir möchten vorher jedoch noch einen wichtigen Beweis kurz dazwischen schieben: die Erfahrungsthatsache, daß fast alle thatkräftigen, hervorragenden Anarchisten von den Sozialdemokraten herkommen. Ueber diese Erscheinung hat seiner Zeit die Kreuzzeitung eine Reihe Artikel gebracht und ihre Wahrheit vornehmlich an der Lebensgeschichte des blutigen Anarchisten und ehemaligen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Most erwiesen. Most ist in der That das deutlichste Beispiel dafür. Er ist Schritt für Schritt von der Sozialdemokratie bis zu dem radikalsten Anarchismus (denn auch vom Anarchismus giebt es mehrere Richtungen) vorgegangen. Es ist hier nicht der Ort, dies eingehend darzulegen. Aber auch seine Genossen, wie Peukert, Neve, Dave, Lieske, haben denselben Ausgang und denselben Weg wie er genommen. Diese Erscheinung liegt eben notwendig an dem sozialdemokratischen System, das heute selbst bereits durch und durch anarchistisch ist, wie nun auch der folgende Vergleich ergiebt.

Das wirtschaftlich-politische Programm der Anarchisten hat Most selbst einmal in seinem berüchtigten Organ „Die Freiheit" auf folgende fünf Punkte formulirt:

1. Zerstörung der bestehenden Klassenherrschaft mit allen Mitteln;
2. Errichtung einer auf Gütergemeinschaft beruhenden, freien Gesellschaft [und mithin Vernichtung des Staates];
3. Genossenschaftliche Organisation der Produktion;

4. Freier Austausch der gleichwertigen Produkte durch die produktiven Organisationen selbst und ohne Zwischenhandel und Profitmacherei;
5. Regelung aller öffentlichen Angelegenheiten durch freie Gesellschaftsverträge der auf föderalistischer Grundlage ruhenden autonomen [unabhängigen] Kommunen und Genossenschaften.

Ein einziger Blick genügt, um zu erkennen: das ist in allen wesentlichen Punkten dasselbe, was — nach dem bisher Erörterten — auch die Sozialdemokratie ersehnt. Engels wie Most kritisiren in ganz gleicher Weise den Staat als Repressivgewalt, als Werkzeug der Bourgeoisie zur Unterdrückung der Arbeiter. Beide proklamiren seine Vernichtung. Beide setzen an seine Stelle einerseits „die Entscheidung von Fall zu Fall": jeder Einzelne kann in jedem einzelnen Falle machen, was er will; anderseits „die Verwaltung von Sachen und Leitung von Produktionsprozessen." Daß das inhaltlose Phrasen sind, sagen sich beide nicht. Sie beruhigen sich beide bei dem Prinzipe der Zweckmäßigkeit, das bei den „nachrevolutionären" Menschen überall zum Durchbruch und zur Geltung kommen, überall föderalistische (im Gegensatze zu zentralistischen) Organisationen schaffen und alles in schönste Ordnung bringen würde. Nach obigem Programm umfaßt, wirtschaftlich-politisch, der Anarchismus zwei charakteristische Hauptbegriffe: Regierungslosigkeit und Kommunismus; nach dem bisher Erörterten ist es klar, daß in beiden Punkten sich thatsächlich die Vereinigung der Sozialdemokratie mit dem Anarchismus vollzogen hat.

Der einzige wichtige Unterschied, der noch zwischen beiden besteht, liegt auf dem Gebiete der revolutionären Taktik:

Die Anarchisten wollen die bestehende Gesellschaft mit jedem Mittel, Dynamit und Petroleum, Mord und Raub vernichten, die Sozialdemokraten durch eine wohlvorbereitete Massenerhebung, einen allgemeinen Volkskrieg. Die Anarchisten greifen schon jetzt, je nach dem Geschmacke des Einzelnen, zur Gewalt, die Sozialdemokraten erklären diesen Einzelkampf für unpraktisch und sparen ihre Kräfte für spätre Zeiten auf.

In der Sache aber ist, wirtschaftlich und politisch, die Fortentwicklung des Sozialdemokratismus zum Anarchismus eine vollendete Thatsache. P G

Bilder aus London

(Die Armut unter den Deutschen Londons) Unter den Deutschen Londons, deren Zahl verschieden berechnet wird von 30000 bis 70000, finden sich in sozialer Stellung die größten Gegensätze: welch ein Sprung von dem deutschen Citybankier, der sich an Millionenanleihen beteiligt, bis herunter zu dem deutschen Dockarbeiter oder Shoefinisher, der um den Hungerlohn weniger Pfennige täglich sein Leben fristet. Früher waren bessre Zeiten; aber der Niedergang der Zuckerraffinerien und das Zuströmen neuer, namentlich jüdischer Einwandrer hat alle Erwerbsverhältnisse verschlechtert. Zwei Beispiele mögen das erläutern: für die Anfertigung von 12 Dutzend Pappkasten werden gezahlt 10—20 Pfennige, für das Nähen von einem Dutzend Tuchhosen früher 7,50 Mk., jetzt nur noch 4—5 Mk.! So hoch ist das Elend gestiegen, daß die Regierung ernstlich daran denkt, die Einwandrung zu erschweren, wogegen freilich Stimmen laut werden, die darin eine Verletzung der englischen Freiheit erblicken.

Unter den Deutschen nun, von denen die Aermsten in Ostend wohnen, hat die barmherzige Liebe ein weites Feld der Thätigkeit, und von den deutschen Kirchen aus — acht an der Zahl — geschieht viel Gutes. Ein deutscher Pastor in London muß ein rechter Armenpastor sein; da gilt es den oft raffinirten Betrug zu enthüllen, die redliche, verschämte Armut aufzusuchen und, was sehr häufig vorkommt, stellenlosen jungen Leuten, die in London nicht das gesuchte Glück, wohl aber die schrecklichste Not fanden, die Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen. Ferner werden im Winter an die Armen Anweisungen auf Brot und Kohlen ausgeteilt. Zwei Gesellschaften sind vorhanden, die besonders durch einmalige Geldgaben, oder durch dauernde Pensionen, oder durch Gewährung der Passage helfen. Diese Gesellschaften geben ihren Subscribers für jeden Beitrag eine bestimmte Zahl von Empfehlungsbriefen; will jemand Unterstützung haben, so hat er einen der Subscribers um einen Brief zu bitten.

Das schönste Denkmal deutscher Wohlthätigkeit ist das deutsche Hospital zu Dalston, seit dem Jahre 1845 aus kleinen Anfängen zu seiner jetzigen Größe herangewachsen durch die Opferfreudigkeit und warme Nächstenliebe deutscher Kaufleute und Geistlichen, unter denen der ehrwürdige Senior der deutschen Pastoren Londons, D. A. Walbaum, als Mitbegründer und Hauptförderer zu nennen ist. Das Hospital, 125 Betten enthaltend, gewährt erkrankten Deutschen unentgeltliche Pflege, teilweise als Out-patients, teilweise als In-patients. Zwei Hausärzte stehen unter einer Anzahl von besuchenden Aerzten, die, meist durch die Schule des Hospitals hindurch gegangen, jetzt zu

den geachtetsten Namen in der Londoner medizinischen Welt zählen. Zwölf Schwestern aus der Diakonissenanstalt zu Darmstadt liegt die Pflege der Kranken ob, und der Segen und Trost des Wortes Gottes fehlt ebenfalls in den Sälen nicht. Mit dem Hospital verbunden ist ein Sanatorium, wo bemittelte Kranke gegen Bezahlung, und ein Convalescent Home, wo Genesende aufgenommen werden. Das deutsche Hospital nimmt unter den Hospitälern Londons eine sehr geachtete Stellung ein und ist den armen Deutschen seit fast fünfzig Jahren eine unentbehrliche Wohlthat geworden. F L

(Ein Common Lodginghouse in Ostend) In drei Hauptteile zerfällt London: in das elegante, lädenreiche Westend, die Stadt der Paläste, der Ministerien, der Klubs; in die City, die Stadt der Kaufleute, des Handels und Verkehrs; in das Ostend mit seinen Docks, seinen Fabriken, seinem grenzenlosen Elend. Im Ostend wandern auf den Straßen des Tags über Tausende von Menschen, Greise, Männer, Weiber, Kinder, die nicht wissen, wo sie in der folgenden Nacht ihr Haupt niederlegen werden, ob in einem Hofe, oder unter einer Eisenbahnbrücke, oder in einem verlassnen Laden — oder in der Themse! Andre Tausende, die so glücklich waren, Arbeit zu erhalten, haben doch nicht das Glück, ein Heim zu besitzen — denn ihr „Heim" ist das Common Lodginghouse! In Whitechapel, dem Teile des Ostends, der der City am nächsten liegt, sind oft ganze Straßen Haus bei Haus solche Common Lodginghouses. Der freundliche Leser tritt im Geiste mit uns in ein solches Haus ein, das außen die Aufschrift trägt: Good beds for 4 d the night; separats rooms 6 d, per week 2 sh. [d = penny; 1 d = $8^1/_3$ Pf., 12 d = 1 sh = 1 Mk.] Das heißt: jeder, der seine vier Pence bezahlen kann, wird hier aufgenommen, ohne lästiges Fragen nach Herkunft, Namen und Stand. Oben befinden sich die gemeinsamen Schlafsäle, unten ist ein mäßig großes Zimmer, in dem die Insassen des Hauses sich morgens und abends aufhalten. Hinter einer Art von Büffett werden Speisen bereitet; am Kaminfeuer sitzt eine Gruppe von Männern, die ihren kleinen Warenvorrat ängstlich mustern, ob er auch für morgen reichen wird, von Frauen, deren Leben man von ihrem Gesichte ablesen kann, und — von Kindern. Nach der Schätzung von Dr. Barnardo ist in London die Heimat von 50—60000 Menschen des Lodginghouse, unter ihnen sind ein viertel Kinder! Also an 15000 Knaben und Mädchen haben keine andre Heimat als das Lodginghouse, keinen andern Gedanken während des Tages, als den, das Schlafgeld und vielleicht noch einige Pence für Essen zusammenzubringen! Am Morgen zerstreut sich die Lodginghouse-Bevölkerung über die Stadt; ein großer Teil der Männer geht zu den Docks, wo die allerschwerste, gefährlichste, am schlechtesten bezahlte und dennoch gesuchte Arbeit ist. Wer einmal in früher Morgenstunde an der Thür eines der Docks gestanden und die Männer betrachtet hat, die dort stundenlang auf Arbeit warten, wer gesehen hat, welche Bewegung durch die Reihen läuft, wenn die Thür geöffnet wird und die stärksten und kräftigsten herausgesucht werden, wem dann die stille Verzweiflung der Zurückgewiesnen ins Herz geschnitten hat, der weiß, was Elend und Armut in London bedeuten! F L

(Dr. Barnardo, der Vater der heimatlosen Straßenkinder) Der Anblick der armen, eltern- und heimatlosen Kinder auf den Straßen Londons, dieser Knaben, die den Kampf des Lebens nur zu früh kennen gelernt, dieser Mädchen, die, von keinem treuen Mutterauge behütet, in wenigen Jahren in der Sünde untergegangen sind, hat schon manchen tief getroffen. Aber wie helfen? Diese Frage legte sich einem menschenfreundlichen Arzte, dem Dr. Barnardo, schwer aufs Herz, als er nach der Beendigung seiner Sonntagsschule von einem kleinen zerlumpten Knaben, der zurückgeblieben war, um möglichst lange die Wärme des Zimmers zu genießen, eine Lebensgeschichte hörte, deren Schluß war: Keine Eltern, keinen Freund, keine Heimat! Mit Gottes Hilfe hat Dr. Barnardo diese Frage beantwortet, er hat helfen dürfen durch die That der Liebe; er nahm den armen Knaben mit sich in sein Haus, — und jetzt sitzen an dreitausend Knaben und Mädchen an seinem Tische! Die einzige Bedingung zur Aufnahme in Dr. Barnardos großartige Rettungsanstalten in Stepney und draußen auf dem Lande ist diese: das betreffende Kind muß ganz verlassen sein, darf niemanden haben, der um dasselbe zu sorgen verpflichtet ist. Wie Dr. Barnardo seine Kinder findet, wollen wir uns von ihm selbst erzählen lassen in der Geschichte des kleinen Charlie.

„Es war Mitternacht und kalt und regnerisch, als ich von der Station M. der unterirdischen Bahn hinaufstieg und beim Billetschalter einen elend und jämmerlich aussehenden Knaben traf, der mir eine Schachtel Schwefelhölzer anbot. Sein Anblick, dieses Kindergesicht mit dem bezeichnenden Blicke von Hunger und Trostlosigkeit fesselte mich, und so begann ich ein Gespräch mit ihm. Wo er wohne? Im Borough! (Süden der Stadt.) Da ich zufällig dorthin mußte, bat ich ihn, mir den Weg zu zeigen. Bald wußte ich seine Geschichte. Sein Vater, ein Setzer, war nach langer Krankheit gestorben, seine Mutter war dann ins Armenhaus [Workhouse] gegangen und ebenfalls gestorben; ihn litt es nicht im Workhouse, und so verdiente er, der zwölfjährige, seinen Lebensunterhalt auf der Straße. Was sein täglicher Verdienst sei? Oh! 4 d — 10 d, er habe noch nie einen ganzen Schilling verdient, aber einmal sogar ganze elf Pence! Sein Nachtlager koste 4 d; wenn er nicht mehr verdiene, müsse er hungrig zu Bett gehen. — Aber wie er sich denn kleide? Hier gab mir Charlie eine rechte Lehre im Haushalten. Er hatte sich seinen ganzen Anzug für vierzehn Pence gekauft, aber natürlich nicht auf einmal, sondern in einer Woche die Hose, in der nächsten die Weste, und in der übernächsten die Jacke! Was für Zeug mag das gewesen sein! — Und da standen wir vor dem Lodginghouse, der „Heimat" Charlies. — — Er ist jetzt glücklich und geborgen in

unsrer Anstalt und ist gut vorwärts gekommen. Bei nächster Gelegenheit wird er nach Canada geschickt, wo er in Stellung kommt mit der Aussicht auf ein arbeitsames, glückliches Leben."

Und wie dieser kleine Charlie sind tausende von Kindern. Fast sind die glücklich zu nennen, die ganz allein stehen und so wenigstens nicht unter der Roheit ihrer Eltern und Angehörigen zu leiden haben. Es giebt Eltern, die ihre Kinder zum Betteln verwerten! Man kann oft auf den Straßen Mann und Frau betteln sehen, umgeben von einer ganzen Schar von Kindern, die nach ihrem Aussehen unmöglich Geschwister sein können — oder auch Mann und Frau ziehen mit einer Orgel umher und unterhalb der Orgel oder zur Seite liegt in einer Art von Schublade ein gemietetes Baby!

Wenn die an der Straße aufgelesnen Kinder einige Wochen in Dr. Barnardos Home gewesen sind, so kennt man sie kaum wieder; denn unter den Händen der Liebe blüht ein solch junges Menschenkind wunderbar schnell wieder auf. Sind sie genügend erzogen und ausgebildet, so gehen die Mädchen meist in Dienst, die Knaben lernen ein Handwerk oder werden nach Canada geschickt, wo sie bei den Farmern gesuchte Arbeiter sind. Ein jedes der geretteten Kinder ist ein lebendiger Beweis des Psalmwortes: Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf!" F L

Verschiedenes

(Gustav Baur †) Am 22. Mai ist in Leipzig der Geh. Kirchenrat Professor der Theologie D. Gustav Baur 73 Jahre alt am Herzschlag verschieden. Er war bis 1861 erst außerordentlicher, dann ordentlicher Professor in Gießen, darauf neun Jahre lang Hauptpastor der Jakobigemeinde in Hamburg und seit 1870 in Leipzig, wo er über das Alte Testament und Praktische Theologie las. Wir haben seine kernige Beredtsamkeit auf der Kanzel und seinen liebenswürdigen Humor auf dem Katheder besonders hochgeschätzt und liebgehabt. P G

(Die Reden Kaiser Wilhelms II.) an die Vertreter der Bergleute und Bergwerksvorstände werden gegenwärtig vom Evangelischen Schriftenverein in Karlsruhe als Flugblatt verbreitet. 100 Stück kosten 70 Pfge., 500 3,50 Mk., 1000 6 Mk. P G

(Zum Ausstand der Bergleute in Westfalen) bringt das Evangelische Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen folgende beachtenswerte Sätze: . . . Uns geht vor allem die sittliche Seite der Bewegung an. Wir sehen die Gewissenhaftigkeit der Besseren auf beiden Seiten gefährdet, es droht eine epidemische Verwirrung der Gewissen und Verrohung der Gemüter hinsichtlich der Pflichten der Stände für einander, es droht neben der materiellen Schädigung eine schwerere Einbuße an jenen Tugenden eines Volkes, ohne welche ein gedeihliches Zusammenleben nicht möglich ist.

Man sollte in der Abwägung der Ursachen und der Schuld weder bei den letzten Anstößen, noch bei der wirtschaftlichen Entwicklung der Angelegenheit im ganzen stehen bleiben. Die treibenden und in dunkler Macht kräftigsten Motive des menschlichen Handelns liegen oft nicht dort, pflegen weiter zurück und tiefer zu liegen: in den Stimmungen des Menschen, auch der Volksseele. Der Gegensatz der Arbeiterwelt in ihrem heute bedenklichen Vorgehen und Drängen gegen die besitzenden und leitenden Klassen ist nicht von gestern her. Woher dieser? . . . Woher der noch nicht zu widerlegende Unglaube der Arbeiter an ein uneigennütziges hingebendes Wohlwollen auf der andern Seite? Woher bei ihnen heute der Mangel an wirklicher unbeirrter Hochschätzung der Arbeitgeber? Wir verkennen nicht, wie leicht der Arbeiter von seinen eigenen Genossen durch eingeimpfte Ideen verleitet wird. Doch man möge auch bedenken: jede Mißachtung der Untergebenen und Abhängigen, jede rücksichtslose Ausbeutung der eignen Macht, jeder Mißbrauch der eignen Stellung wirkt in unberechenbarem Grade auf die Stimmung derer, welche, wie die Kinder, mehr beobachten als man vermeint, und da, wo man ihnen kein eignes Urteil verstattet, auf den Schein hin weit mehr vermuten als man ahnt.

Die Bewegung hat, man mag es sehen wollen oder nicht, auch eine religiöse Seite an sich. Man lobt noch heute u. a. den frommen Sinn des westfälischen Arbeiters. Wir begreifen es, daß er von dem Arbeitgeber und Leiter gern gesehen wird. Aber vermag denn der Arbeiter in dieser Beziehung zu seinem Herrn hinauf zu sehen? Schätzt nicht der Herr am Arbeiter, was er für seine Person verachtet? Gerade in unserm Kohlenrevier ist Unreligiösität der „Herren" seit langen Jahren die Regel, ihnen ist kein dahin gehendes Interesse zu entlocken. Mit der Zahlung von Kirchensteuern und der Beteiligung an solchen konfessionellen Bestrebungen, bei welchen man noch eine Rolle spielen oder Stimmung für andre Zwecke machen kann, glaubt man für dieses Gebiet übergenug zu thun. Auch die bestgemeinte, vorurteilsfreiste Bemühung, diese Herren in die praktische Bethätigung des christlichen Lebens hineinzuziehen, scheitert, und wer viele Jahre unter ihnen gelebt, hat diese Hoffnung längst begraben. Ein gebildeter, viele Jahre mitten in der dortigen Bevölkerung stehender älterer Nichtgeistlicher sagte uns neulich, als man an den Streik noch nicht dachte: Sobald bei uns ein angehender Beamter auch nur Schreiber auf der Zeche wird, läßt er sich in der Kirche nicht mehr sehen. Andre schrieben und sagten uns vor Jahren schon von dort: Unsern Industriellen und Beamten geht jeder Sinn für religiöse und kirchliche Dinge ab. . . . Wir haben es damals nicht glauben wollen, als vor vielleicht Jahresfrist ein Herr, den sein Beruf mehr wie die meisten Industriellen zu einem umfassenden Urteil befähigte, uns von einer bevorstehenden Katastrophe auf dem sozialen Gebiet sprach und diese Gefahr damit begründete, daß den besitzenden und leitenden Klassen, selbst soweit sie zu gemeinnützigen Zwecken Hand anlegen, der rechte Geist für die Vorbeugung abgehe. Wir möchten noch heute keine Propheten sein. Aber daß, wenn Irreligiösität und eine sittlich gemeine, materielle Gesinnungsweise die leitenden Stände des modernen Lebens durchseuchten, der Krug so lange zu Wasser geht, bis er bricht, das einzusehen, dazu gehört keine Propheten-Gabe. . . .

(Vom Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein) Am 22. Mai ist der weitre Ausschuß des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins vom Kaiser und der Kaiserin in Audienz empfangen worden und darauf zu seiner ersten Jahresversammlung zusammengetreten. Der Verwaltungsbericht stellte fest, daß die Organisation des Hilfsvereins bereits in der ganzen preußischen Monarchie vollendet und überall der Anfang zu gemeinsamer Arbeit gemacht ist. Der Verein hat bereits 90000 Mark Einnahmen erzielt, zu denen die Mitglieder des kaiserlichen Hauses eine bedeutende Summe beigesteuert haben. Von den gesammelten Geldern sind schon wieder verteilt an die Stadtmission von Berlin 40000 Mark, von Breslau 6000, von Magdeburg und Königsberg je 5000, an Kassel 600 und an das Rauhe Haus 5000 Mark. Bei der Audienz überbrachte der Ausschuß seiner Protektorin weitre 20000 aus Rheinland, die diese in ihrer Freude hierüber sofort durch Ueberweisung einer gleich großen Summe verdoppelte. Von besondrer Bedeutung während der Versammlung war die Mitteilung des Pastors von Bodelschwingh, daß der westfälische Provinzialverein des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins beschlossen habe, zur Bekämpfung der Berliner Kirchennot etwa drei Geistliche in Berlin zu besolden. Bodelschwingh schlug vor, daß auch andre Provinzialvereine denselben Weg einschlagen möchten. Auf Anregung des Kaisers wird übrigens in nächster Zeit eine allgemeine Landeskollekte für den Hilfsverein veranstaltet werden. P G

Quittung

Für das Diakonissenhaus des evangelischen Bundes in Schwäbisch Hall: 10 Mk. von W D, Dresden.

Für die evangelische Gemeinde Nemas Kosztolany in der Slowakei: 43 Mk. von N N, Harburg.

Für die evangelische Gemeinde Rottalowitz in Mähren: 43 Mk. von N N, Harburg.

Für die evangelische Mission in Ostafrika, insbesondre das Krankenhaus zu Sansibar: 5 Mk. von P B, Gardelegen.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Meine Verlobung mit
Fräulein **Dora Naumann,**
Tochter des Herrn Oberpfarrers Hugo Naumann zu Lichtenstein und seiner Frau Marie geb. Ahlfeld, beehre ich mich hierdurch anzuzeigen.
Martin Rade

Hutten-Sickingen-Festspiel
in Kreuznach

Als Vor- und Nachfeier zu der am Pfingstdienstag, den 11. Juni d. J. stattfindenden Enthüllung des Hutten-Sickingen-Denkmals auf der Ebernburg bei Kreuznach, wird in Kreuznach das Festspiel **Hutten und Sickingen** von **A. Bungert** unter Mitwirkung zahlreicher Dilettanten aus Kreuznach und Idar, Studierenden der Hochschulen in Bonn und Straßburg, sowie der Kurkapellen von Kreuznach und Münster a. St. zur Aufführung kommen.

Erste Aufführung:	Montag,	10. Juni,	nachm.	$3^1/_2$	Uhr.
Zweite „	Mittwoch,	12. „	„	$3^1/_2$	„
Dritte „	Samstag,	15. „	abends	7	„
Vierte „	Sonntag,	16. „	nachm.	$3^1/_2$	„

Billet-Vorverkauf in der Kgl. Hofbuchhandl. von R. Schmithals und in der Buchhandlung von G. Barth in Kreuznach. Preise der Plätze: **Numm. Sitzplatz 4 Mk.,** hintere Reihen **3 Mk., Mittelgallerie 2 Mk., Seitengallerie 1 Mk.**

Das Festspiel-Komitee.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig